



31.07.2016

Wolfgang Wischmeyer

Im Gehorsam gegenüber der Wahrheit habt ihr eure Seelen rein gemacht, frei für die Liebe unter Brüdern und Schwestern, die keine Verstellung kennt; so liebt denn einander aus reinem Herzen, ohne nachzulassen!

Denn ihr seid neu geboren, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, durch das Wort des lebendigen, ewigen Gottes.

Denn

alles Fleisch ist wie das Gras, und all seine Pracht wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt und die Blüte fällt ab,

das Wort des Herrn aber bleibt in Ewigkeit. Das ist das Wort, das euch als Evangelium verkündigt worden ist.

Abgelegt habt ihr nun alle Bosheit, alle Arglist, Heuchelei und Missgunst und alle üble Nachrede.

Verlangt jetzt wie neugeborene Kinder nach der vernünftigen, unverfälschten Milch, damit ihr durch sie heranwachst zum Heil,

falls ihr je geschmeckt habt, wie gütig der Herr ist.

Wenn ihr zu ihm hintretet, zum lebendigen Stein, der von den Menschen zwar verworfen wurde, bei Gott aber auserwählt und kostbar ist,

dann lasst euch selbst aufbauen als lebendige Steine zu einem geistlichen Haus, zu einer heiligen Priesterschaft, um geistliche Opfer darzubringen, die Gott *angenehm sind* durch Jesus Christus.

Denn in der Schrift wird festgehalten:

Siehe, ich setze auf Zion einen auserwählten, einen kostbaren Eckstein; wer auf ihn vertraut, wird nicht blossgestellt werden.

Für euch nun, die ihr glaubt, ist er kostbar; für jene aber, die nicht glauben, gilt: *Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist ein Eckstein geworden,*

ein Stein des Anstosses und ein Fels des Ärgernisses. Sie nehmen Anstoss, weil sie

nicht auf das Wort hören - doch eben das ist es, wozu sie bestimmt sind.

Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, das Volk, *das er sich zu eigen machte*, damit ihr verkündet *die Wohltaten* dessen, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.

Ihr seid die, die einst *kein Volk* waren, jetzt aber das Volk Gottes sind, die einst *keine Barmherzigkeit erlangten*, jetzt aber Barmherzigkeit erlangt haben.

1. Petrusbrief 1,22-2,10

Liebe Gemeinde!

Ich und andere, ich und alle anderen. Das ist ein seltsames „und“, ja fast ein missbrauchtes „und“, denn „und“ verbindet doch eigentlich gleichartiges, und wir wissen aus dem bekannten Beispiel Äpfel und Birnen, dass das in der Rechnung nicht aufgeht. Ich und andere ist ein ebenso missratenes oder eher von vorneherein falsch angelegtes Rechenexempel. Denn ich und die anderen weist doch wohl im allgemeinen Sprachgebrauch - im Unterschied zu „wir“ – auf die Unterschiede hin, die mich von den anderen trennen. Denken wir nur an die Ausrede der Kinder: Ich war es nicht, es war der andere.

Und diese kindliche Redeweise zeigt uns auch, dass es mit ihr zumeist darum geht, einen Bösewicht festzulegen: Ich bin der Gute, Schuld an diesem und jenem Unglück ist der andere. Und so sind im Laufe der Geschichte und Gegenwart auch die „Bösen“ benannt worden, Christen, die andere Vorstellungen vom Christentum haben, Juden, Muslime etc. Menschen, die man zutiefst verachtete und denen man alles Böse der Welt zuschrieb, ja auch heute noch zuschreibt. Vielleicht heute mehr denn je, wenn wir an die neue Blüte apokalyptischer Vorstellungen in der Gegenwart denken.

Aber es gibt nicht nur den ängstlichen Blick nach unten zu den Gefahren aus der Tiefe. Gibt es nicht auch andere Andere, Menschen, von denen wir uns zutiefst abhängig fühlen? Ich meine Menschen, die uns als spirituelle Gurus oder klerikale Zeit-, Welt- und Gottesdeuter mit ihrer Person oder durch ihre Institution den möglichst exklusiven Zugang zu einer höheren Wahrheit, zu einem höheren Wesen, zu Gott vermitteln.

Wie es in Religionen eigentlich immer der Fall ist. Und ist dies nicht genauso beängstigend? Hält uns das nicht genauso in beängstigender Weise in einer falschen Abhängigkeit und Sicherheit?

Jener Unbekannte, der sich die Autorität des Petrus für seine Schreiben an die kleinasiatischen Gemeinden anzieht und zugleich tiefdurchtränkt von der paulinischer Theologie einer Rechtfertigung allein durch Glauben ist, versucht seinen Adressaten einen anderen Weg nahezubringen, einen Weg nicht der Angst sondern des Trostes. Einen Weg für seine Adressaten- und wir gehören genauso dazu, weil wir diesen Weg nötig haben.

Sie sind getauft. Da ist ihnen etwas gesagt worden: „das Wort“. Der Verfasser unseres Predigttextes benützt hier nicht den Terminus „Logos“, Rede, Weisheit mit seiner ganzen aus griechischer und alttestamentliche Fülle strömenden Bedeutungsfülle sondern denjenigen Ausdruck für das, was gesprochen oder über das gesprochen wird, also das, wie es der Autor formuliert, was euch als Evangelium verkündet worden ist, als frohe Botschaft zugesagt ist und wird.

Und diese Verkündigung der frohen Botschaft von der voraussetzungslosen und unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes setzt einen Prozess in Gang, den unser Autor mit einer Fülle von Schlagwörtern, die in den Gemeinden seiner Zeit gängig sind, und mit alttestamentlichen Zitaten zu beschreiben versucht. Dieser Prozess kann durchaus als eine Art Erziehung verstanden werde. Jeder wächst zum Heil heran. Und dieses von der Güte des Herrn bestimmte Heil wird so ganzheitlich auf den Menschen übertragen, dass vom Schmecken die Rede ist. Es geht einem durch Kehle und Magen, bestimmt den ganzen Menschen und sein Leben; ist fundamental. Einer Zeit, die wie die unsrige durch Gourmet-Gefühle bestimmt ist, dürfte diese bildliche Rede-weise liegen.

Dabei ist ein solcher Mensch bestimmt durch Jesus Christus. Auch hier ist erst einmal ein gewisses Einhalten nötig. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, lässt an

die Passion Christi denken, genauer: zielt auf den leidenden Christus, aber auch auf den auferstandenen: Eckstein, Fundament. Die leidende Gemeinde des Textes dürfte in ebenso grosser Not und Verzweiflung, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit sein wie die Gemeinde heute, wie wir. Und doch ist nicht von Ruinen, Trümmerfeldern und Müllhalden die Rede. Und doch sind sie und sind wir lebendige Steine aus denen ein geistliches Haus gebaut werden soll. Und doch sind sie und sind wir eine heilige Priesterschaft, ein königliches Priestertum, ein Volk, das Gott sich zu eigen machte, damit wir weitersagen, wie gütig der Herr ist, dass wir ein Volk sind, das Barmherzigkeit erlangt hat.

Dazu brauchen wir keinen menschlichen Makler, keinen Vermittler, der uns Bedingungen diktiert. Kein „wenn und aber“, denn wir können hören. Wir können auf das Wort von der Güte Gottes hören. Weitersagende, Dolmetscher sind freilich nötig, wie auch der Autor unseres Textes einer ist; aber wir müssen achtgeben, dass das Dolmetschen nicht zu einem Bedingungen-Setzen wird, dass der Dolmetsch nicht zu einer Schranke wird, die sich vor die Barmherzigkeit stellt und den barmherzigen Gott in eine unendlich weite Entfernung rückt und uns kafkaeske Erfahrungen beschert.

Wenn wir uns im Zusammenhang des Reformationsjubiläums Gedanken machen, was denn in den Jahren 1517 und folgenden so wichtig geworden ist, so meine ich, dass es besonders der Gedanke des Priestertums aller Gläubigen gewesen ist. Eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk. Das besitzt nicht nur eine religiöse Sprengwirkung, das hat auch eine gewaltige gesellschaftliche und politische Sprengkraft.

Hiermit wird nicht nur der grundlegende Unterschied zerstört zwischen den sogenannten Laien und den Klerikern, obwohl dieser Klerus, dieser den Menschen inhärente Hang zu einer latenten Klerikalisierung, auch in den protestantischen Kirchen ein ungeheueres Beharrungsvermögen bis heute zeitigt. Dieses Beharrungsvermögen mag anthropologisch vielfältig begründet sein; einen Magier, Zauberer zur Hand zu haben, darauf glaubt sich seit Urzeiten einerseits die kleinste und urtümlichste

menschliche Gruppe angewiesen. Andererseits was vermitteln Amt und Funktion des Priesters – und als einen solchen können wir auch einen anschauen, der Arbeit und Brot bringt und garantiert – für eine Machtfülle. Doch damit hat es ein Ende. Alle sollen wir dabei sein, geistliche Opfer darzubringen, die Gott angenehm sind. Alle stehen wir unmittelbar vor und in der Barmherzigkeit Gottes.

Ist aber hier das Kastendenken gefallen, so ist auch jegliche Vorstellung von der Ungleichheit von Menschen in Frage gestellt, sei es auf Grund von Religion oder Geschlecht, Nation, Hautfarbe, Rasse oder irgendwelch anderer Orientierungen. So wird der Weg frei zur Menschenwürde und zu Menschenrechten, die allen gemein sind. Und dieser Weg führt uns wieder hinein in die Gegenwart mit all ihrem Leid, ihrer Unsicherheit, ihrer Verworrenheit, in die ganz konkreten Fragen der Politik. Die waren zur Zeit der Entstehung unseres Textes um keinen Deut geringer.

Der 1. Petrusbrief ist derjenige neutestamentliche Brief, in dem das Wort „Leiden“ am häufigsten vorkommt. Und doch begegnet hier das trostreiche Wort von der königlichen Priesterschaft und es behält die Liebe der Gemeinde das letzte Wort. Nein, nicht das letzte Wort, denn das erste und das letzte Wort in aller Unsicherheit, die zu beenden kein Mensch fähig ist, wiewohl es unser aller Aufgabe ist, sie zu steuern, denn das ist eine Pflicht der Liebe, - nein, das erste und das letzte Wort an uns und an alle Menschen ist das Evangelium, ist das Wort, wie gütig der Herr ist.

Es ist dieses Wort, das uns in der Unsicherheit unserer Welt Hoffnung und Phantasie schenkt. Den gewalttätigen Machtansprüchen, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder religiöser Art kann ich zwar mit ebensolchen Gewaltansprüchen wie Souveränität, Sicherheit etc. begegnen. Doch was kommt dabei anderes heraus als noch mehr Gewalt, noch mehr Unrecht, noch mehr Ungerechtigkeit. Unser Predigttext verweist auf den leidenden Christus, den verworfenen Eckstein, auf Anstoss, Ärgernis und Finsternis. Die sind da und in ihnen müssen wir uns bewegen, klug bewegen nach dem Vorbild des leidenden Christus. Das heisst doch wohl nicht: im Verborgenen und

angepasst listenreich uns durchmogelnd. Vielmehr mit Herz und Verstand dem leidenden Christus nachfolgen und an der Seite des leidenden Mitmenschen stehn. Dazu muss man nicht ins Wolkenkuckucksheim reisen, vielmehr kann ein „Wir schaffen das“, - ich wähle bewusst diese Wendung, die ja gerade dabei ist, zum beliebtesten Schimpfwort zu werden – Ausdruck eines besonnenen Realismus der von den Menschenrechten geforderten Mitmenschlichkeit sein. Diese Menschenrechte, die es je nach Fall bedächtig oder provokativ umzusetzen gilt, haben wir sie nicht auch von der keine Unterschiede machenden Gnade Gottes gelernt: keine Sklaven, keine Unberührbaren, keine Priester und keine Supermänner?

Und keine Angst. Mein Ich brauche keine lähmende Angst mehr zu haben vor dem Anderen. Ich muss mich nicht durch ein ebenso utopisches wie alle Werte zerstörendes, masslos überhandnehmendes Sicherheitsdenken in meiner Mitmenschlichkeit und Solidarität lahmlegen lassen. Realistisch soll ich wissen, das Verhältnis „Ich und andere“ kann anders aussehen, und zwar so, dass ich in einer Solidarität der Hinfälligen stehe und dass der leidende Christus an meiner Seite steht. Dass er mir hilft die Menschheit als ein geistliches Haus zu bauen, mit aller dafür nötigen Vorsorge und einem klugen Verstand, gegründet auf der keine Unterschiede machenden Güte Gottes, der uns im leidenden Christus ein Mass und einen Eckstein für diese neue, geistliche Solidarität zeigt. Amen.